

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Guy Jones**

**Der Eisblumengarten**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



**S**ie nannten es die »Kappe«. Dabei war es in Wirklichkeit eine lange weiße Kopfbedeckung, die Jess sich über Gesicht und Hals zog, und darüber trug sie etwas Ähnliches wie eine Skibrille. Der Rest ihres Körpers war ebenfalls verhüllt: weites Oberteil, lange Hose und dicke Handschuhe, damit auch wirklich kein Fitzelchen ihrer Haut der Sonne ausgesetzt war.

»Ich mag es hier nicht«, sagte sie und hob die Brille ein Stück an, um sich zu kratzen, weil ihre Nase juckte.

»Kein Mensch ist gern in einem Krankenhaus«, entgegnete ihre Mutter.

»Ah, können wir dann gehen?«

»Wir sind wieder mal schlecht drauf, hm?«

Jess seufzte und atmete einen Mund voll ungesunder Luft aus. Die Zahlen im Display des Aufzugs tickten der Kinderabteilung entgegen. Schon jetzt hatte sie Schweißperlen im Nacken, die den Stoff an der Haut kleben lie-

ßen. Der Sommer war die absolut schlimmste Jahreszeit.

»Wir kommen nur zweimal im Monat her«, gab ihre Mutter zu bedenken.

»Nur?« Jess' Stimme klang etwas schrill.

»Muss das jetzt sein?«

Jess fand, dass es sein musste. Zumindest bis ihre Mutter begreifen würde, wie sehr sie dieses Gebäude hasste, mit allem, was sich darin befand.

Im zweiten Stock hielt der Aufzug an, die Türen öffneten sich, und eine Frau mit einem violetten Kleid stand davor. Sie machte einen Schritt auf sie zu, doch beim Anblick von Jess' Kappe blieb sie abrupt stehen und schnappte nach Luft wie ein Fisch an Land, ohne einen Laut herauszubringen.

»Können wir Ihnen helfen?«, fragte Jess' Mutter.

»Oh ...«, stammelte die Frau, nachdem sie sich etwas gefasst hatte. »Rauf oder runter?«

»Rauf.«

»Aha. Ich muss runter. Danke.« Die Frau trat einen Schritt zurück und glotzte Jess immer noch an.

»Sie können den Mund jetzt wieder zumachen«, zischte Jess, als sich die Aufzugtüren schlossen.

»Schatz, das war unhöflich«, schimpfte ihre Mutter.

»Sie hat's ja nicht mehr gehört.«

»Schade ...« Sie grinnten beide, ohne sich anzublicken.

Ihre Mutter drückte ein paarmal auf den Knopf mit der Vier und klopfte nervös mit dem Fuß. Der Aufzug setzte sich rumpelnd in Bewegung und nahm seine Fahrt nach oben wieder auf.

»Ich mag ihn nicht«, sagte Jess.

»Er ist sehr nett.«

»Zu dir schon. Mit mir redet er, als ob ich schwachsinnig wäre.«

»Er redet mit dir, als ob du ein Kind wärst.«

»Richtig.«

»Er ist ein sehr guter Arzt.«

»Woher willst du das wissen? Du hast keine medizinische Ausbildung.« Spiel, Satz und Sieg, dachte Jess.

»Setz deine Brille wieder auf!«, sagte ihre Mutter. »Im Korridor gibt's Fenster.«

»Aber, Mum ...«, begann sie.

»Jessica!«, sagte ihre Mutter mit Nachdruck. *Spiel, Satz und Sieg.*



**D**oktor Stannard war extrem groß, extrem dünn und, wie Jess fand, auch extrem nervig. Er hatte die Angewohnheit, den Oberkörper vorzubeugen, was ihn aussehen ließ wie eine Fahnenstange, die sich im Wind bog. Er war so groß, dass sein Vater bestimmt ein Riese gewesen war – also nicht nur ein normaler Mensch, der zufällig etwas groß geraten war, sondern ein echter Riese, wie jene in Märchenbüchern. Jess hatte mal eine ganz ähnliche Geschichte geschrieben, über einen besonders üblen Burschen, der in einer Höhle hauste, die bis zur Decke mit Knochen von bedauernswerten Menschen angefüllt war, die rein zufällig an seiner Höhle vorbeispaziert waren.

Doktor Stannard sah allerdings nicht so aus, als hätte er jemals in der Höhle gehaust. Aber wer weiß – vielleicht hatten seine Rieseneltern ja beschlossen, in die moderne Welt umzusiedeln? Falls ja, dann musste es für

sie jeden Tag ein innerer Kampf gewesen sein, den Briefträger nicht aufzufressen, dachte Jess.

Ihr eigener Vater war, soweit Jess sich erinnerte, relativ normal groß. Doch weil ihre Mutter ihr nie klare Antworten gab, hatte Jess sich selbst ausdenken müssen, wohin er gegangen sein könnte. Falls jemand sie fragte, würde sie antworten, er sei von Aliens entführt worden, was eine zwielichtige Regierungsbehörde – denn Regierungsbehörden sind immer zwielichtig – natürlich zu verheimlichen versucht hatte.

»Jess?« Das war Doktor Stannard.

»Ja?«

»Der Doktor hat dich gebeten, deine Handschuhe aus-zuziehen«, sagte ihre Mutter.

»Aha«, sagte sie.

»Sie war wohl geistig abwesend, Mummy«, sagte der Arzt. Er nannte ihre Mutter immer »Mummy«. Das war idiotisch. »Du warst meilenweit weg, nicht wahr, Jess?«

»Ich glaub schon«, sagte sie.

»Woran hast du gedacht?«, fragte er.

»An Hundebabys«, erwiderte sie aufs Geratewohl.

Ihre Mutter bedachte sie mit einem Blick, der besagte: Ich weiß nicht, woran du gedacht hast, Süße, aber ich würde unser Haus verwetten, dass es keine Hundebabys waren.

Doktor Stannard aber schien sich mit dieser Antwort zufriedenzugeben.

Er nahm ihre Hand und drehte sie in alle möglichen Richtungen, dann rollte er den Ärmel hoch, um auch ihren Arm zu betrachten. Als er damit fertig war, ging er auf die andere Seite. »Und was ist das?«, fragte er.

»Was ist was?«, fragte Jess mit einem unschuldigen Lächeln zurück.

»Herrje, was ist das?«, fragte auch ihre Mutter besorgt.

»Es sieht jedenfalls nicht gut aus, nicht wahr, Jess? Nein, sogar ziemlich übel.«

Ihre Mutter beugte sich zusammen mit dem Arzt vor, und Jess blickte auf die Köpfe der beiden Erwachsenen hinunter, die eine verbrannte Stelle an ihrem Handgelenk begutachteten.

»Ich spüre es kaum«, behauptete sie.

Es war vor ein paar Tagen passiert. Ihre Mutter war hinten in der Küche gewesen, als draußen auf der Straße plötzlich jemand herumgebrüllt hatte. Mr Olmos von Nummer dreiunddreißig stand auf dem Gehsteig und schrie den Paketboten an, weil der ihm, wie er brüllte, seine neue Eismaschine schon wieder nicht gebracht hatte. Der Paketbote versuchte ihm klarzumachen, dass er nichts ausliefern könne, was noch nicht in der Verteilerstelle eingetroffen war, doch Mr Olmos hörte gar nicht hin. Der Paketbote sei ein unfähiger Trottel, tobte er weiter, und höchstwahrscheinlich ein Gauner, dem ab-

solut zuzutrauen war, dass er anderer Leute Eismaschinen klaute.

Da hatte sich Jess ihre Kopfbedeckung übergestülpt und die Haustür geöffnet, um besser mithören zu können. Die Fenster im Erdgeschoss waren getönt, doch ins Freie durfte sie nur »in voller Montur« gehen, wie ihre Mutter es nannte. Jess mochte Mr Olmos. Er war ein rastloser Mensch, der sich ständig neue Hobbys einfiel, so wie andere Leute einen Schnupfen. Diesen Monat hatte er beschlossen, sein Eis in Zukunft selbst herzustellen, und davor hatte er Mundharmonika spielen lernen wollen. Ein paar Wochen davor hatte er versucht, in seinem Garten vor dem Haus eine kleine Rakete zu bauen. Jess vermutete allerdings, dass er ziemlich erleichtert gewesen war, als seine Rakete am Ende doch nicht zündete.

Während sie sich das Gezeter anhörte, hatte es sie am Arm gejuckt, und sie hatte unbewusst den Ärmel zurückgeschoben, um sich zu kratzen. An ihrem nackten Arm! Erschrocken war sie ins Haus zurückgerannt und hatte die Tür zugeschlagen. Als sie ihren Arm betrachtete, konnte sie genau erkennen, bis wohin sie den Ärmel geschoben hatte: Die glatte weiße Haut am Handgelenk war, nach nur wenigen Minuten in der Sonne, zu wütenden roten Pusteln aufgelodert.

»Was war das?«, hatte ihre Mutter gefragt, die in den Flur gekommen war.



»Mr Olmos ist sauer wegen seiner Eismaschine«, erklärte Jess.

Ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Herrje, dieser Choleriker!«

»Ich mag ihn«, sagte Jess.

»Du kannst schon mal die Kartoffeln schälen«, hatte ihre Mutter gesagt und war in die Küche zurückgeeilt.

Jess hatte ihren Ärmel wieder nach unten gezogen und sich ohne Murren an die Arbeit gemacht.

»Jess ...«, sagte ihre Mutter nun und spielte mit einer losen Haarsträhne. »Wenn ich nicht darauf vertrauen kann, dass du auf dich aufpasst ...« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann dich nicht jede Sekunde des Tages im Auge behalten!«

»Musst du auch nicht.«

»Du bist am helllichten Tag ins Freie gegangen!«

»Ich war komplett verhüllt.«

»Offenbar nicht.«

»Ich wollte mich nur schnell am Arm kratzen und habe vergessen, den Ärmel wieder ganz runterzuziehen – es ist ja nicht so, dass ich es mit Absicht gemacht hätte!«

»Nicht in diesem Ton, Fräulein!«

»Ich habe keinen Ton.«

Ihre Mutter blickte zu Doktor Stannard hoch, der sie beide mit einem Gesichtsausdruck ansah, der förmlich

Ich *verstehe* schrie. Jess hätte ihm am liebsten seinen eigenen Tacker um die Ohren gehauen.

»Was meinen Sie, Herr Doktor?«, seufzte ihre Mutter.

»Ich meine, dass sie besser aufpassen muss, Mummy. Sehr viel besser.«

»Hast du gehört, was der Doktor gesagt hat, Jess?«

Jess öffnete den Mund, um etwas darauf zu sagen. Sie wollte die beiden anbrüllen, dass es ein Unfall gewesen war, dass sie *gut* aufpasste, dass sie *immer* aufpasste. Doch sie verkniff es sich und erhob sich von ihrem Stuhl.

»Kann ich jetzt gehen?«

»Wohin?« Ihre Mutter stand ebenfalls auf.

»Spazieren. Ihr könnt sicher leichter über mich reden, wenn ich nicht dabei bin.« Der Blick ihrer Mutter war messerscharf. »Bitte«, fügte Jess hinzu.

»Aber nur in voller Montur.«

»Ich weiß.« Jess nahm die Kopfbedeckung von dem Schreibtisch, der aussah, als sei er aus Plastik.

Ihre Mutter setzte sich seufzend wieder hin. »Gut, fünf Minuten«, sagte sie. »Nicht mehr.«

Jess salutierte militärisch und ließ die Tür hinter sich zufallen.



Sie setzte ihre Brille auf und verzog das Gesicht, als die orangefarbenen Gläser die Welt eine Spur farbloser machten. Ein trauriger, gemalter Regenbogen zierte eine Wand des Krankenhausflurs. Ein Pfleger schob einen Rollstuhl vorbei, dessen Räder wie ein Vögelchen zwitscherten. Darin saß eine alte Frau, die Jess von Kopf bis Fuß beäugte. »Armes Ding«, sagte sie, als sie an Jess vorbeierollte. »Alles wird wieder gut.«

Jess wusste, dass es für Erwachsene schwierig war, sie in voller Montur zu sehen. Vermutlich hatten sie keine Ahnung, warum ein Kind in einem Anzug herumrennen musste, in dem es wie ein Imker aussah. Für sie war es klar, dass dieses Kind *nicht normal war* und deshalb ihr *Mitleid brauchte*. Doch Jess wollte kein Mitleid, von niemandem. Sie hatte alles, was sie brauchte. Ihre Mutter zum Beispiel. Ihre Mutter, die sie manchmal verrückt machte und entmutigte, aber auch wunderbar war.